Nr. 404. XXXII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 11. August 1903.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Beamtenmißhandlungen.

Die Klagen wegen Ueberschreitungen der Amtsgewalt durch untergeordnete Organe der Exekutivpolizei, der Aufsichtsbehörden und last not least der Unteroffiziere, ja sogar der Subalternoffiziere gehören leider nicht zu den Seltenheiten in unserem öffentlichen Leben. Wie es nun einmal in der menschlichen Natur liegt, werden derartige bedauerliche Vorkommnisse niemals gänzlich zu vermeiden sein. Bei der ungeheuer großen Zahl dieser untergeordneten Beamten wird stets ein gewisser Prozentteil jähzorniger, ja zur Grausamkeit hinneigender Individuen vorhanden sein. Diese Beamten gehen großenteils aus dem Unteroffiziersstande hervor. Sie haben sich während ihrer Dienstzeit gut geführt, es ist niemals eine Beschwerde über sie zur Kenntnis ihrer Vorgesetzten gelangt, sie haben ihrer Pflicht stets genügt und eine gewisse Schneidigkeit stets an den Tag gelegt. Mit guten Zeugnissen von der Militärbehörde versehen, werden sie alsdann von den Civilbehörden übernommen. Daß diese Militäranwärter gewisse Gewohnheiten, gewisse Eigenheiten aus ihrer Dienstzeit im Regiment in ihre Laufbahn als Civilbeamte hinübernehmen, ist nur menschlich und daher sehr begreiflich, und die vielen Konflikte, in welche diese untergeordneten Beamten später mit dem Publikum, mit den ihrer Obhut anvertrauten Individuen, zuweilen sogar mit ihren Vorgesetzten zu geraten pflegen, sind zum Teil auf den eben angedeuteten Umstand zurückzuführen.

Von den gewohnheitsmäßigen Unhöflichkeiten sehr vieler dieser untergeordneten Beamten soll hier garnicht die Rede sein. Das liegt nun einmal manchem von ihnen sozusagen im Blute. Sie haben nämlich nur in sehr seltenen Fällen die richtige Auffassung von ihrer Stellung, daß sie des Publikums wegen da sind, und nicht umgekehrt das Publikum ihretwegen. Es soll ja auch nicht geleugnet werden, daß manches in dieser Beziehung anders und besser geworden ist. Allein es kann ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß noch sehr vieles in diesem Betracht anders, das heißt besser werden muß. Also über die Verkehrsformen zwischen der Beamtenschaft und dem sie bezahlenden Publikum soll jetzt und an dieser Stelle nicht weiter gesprochen werden. Aber wenn diese Verkehrsformen die Grenzen der üblichen Höflichkeit hinter sich lassen und zu Handgreiflichkeiten oft leider sehr schlimmer Art führen, dann freilich wird es zur Pflicht, daß sich die unabhängige Presse mit diesen wahrlich nicht gerade angenehmen Dingen beschäftigt.

Ueberschreitungen der Amtsgewalt sind strafbare Handlungen, und sie werden demgemäß durch den Spruch der Richter gesühnt. Aber wie oft geschieht es, daß ein wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt bestrafter Beamter oder Unteroffizier trotzdem nach verbüßter Strafe in seinem beamtlichen Wirkungskreise verbleibt! Erst gestern hat eine Verhandlung am Landgericht II stattgefunden, in welcher ein Gefangenenaufseher eine nicht sehr beneidenswerte Rolle spielte. Er war schon wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt zu einer sechswöchigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Die Strafe wurde im Gnadenwege in eine Geldstrafe umgewandelt, und der so Begnadigte verblieb in seinem bisherigen Amte. Das aber ist das Bedenklichste bei der Sache. Abgesehen davon, daß es eine pädagogische, um nicht zu sagen eine psychologische Ungeheuerlichkeit ist, einen Beamten, der sich einer schweren Verfehlung schuldig gemacht, genau in der gleichen Stellung zu belassen, ist es auch ein arger politischer Fehler. Hier, in dieser Verwaltungspraxis liegen die ergiebigsten Quellen für die allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Verhältnissen im Staatsleben.

In gewissen ganz exorbitanten Fällen wird ja allerdings dem betreffenden Verurteilten die Fähigkeit, ein öffentliches Amt zu bekleiden, abgesprochen. Aber ein solcher Urteilsspruch wird, wie gesagt, nur äußerst selten gefällt, und dann kann auch noch eine Begnadigung erwirkt werden. Hier wäre unseres Dafürhaltens eine Aenderung in der Gesetzgebung und eine Aenderung in der Handhabung des Begnadigungsrechtes sehr wohl am Platze. Aber solange das nicht geschieht, müßte doch wenigstens im Verwaltungswege dafür gesorgt werden, daß ein Beamter, der sich eines Mißbrauches seiner Amtsgewalt schuldig gemacht hat, nicht wieder in die gleiche Funktion eintritt. Ein Gefängnisaufseher, ein Polizeibeamter, der die seiner Obhut anvertrauten Gefangenen oder Eingelieferten mißhandelt hat und der deswegen verurteilt worden ist, sollte unter keinen Umständen wieder in die Lage versetzt werden, die gleichen Untaten wieder begehen zu können. Wie oft geschehen nicht die sonderbarsten Versetzungen „im Interesse des Dienstes" bei Beamten, die nicht das Mindeste gegen die Gesetze verstoßen haben! Und bei untergeordneten Beamten, die schwerer Vergehen wegen verurteilt sind, sollte eine derartige Versetzung und diesmal wirklich im Interesse des Dienstes, so ganz unmöglich sein?

Sobald eine derartige Verwaltungspraxis Platz greifen würde, dann würden sicherlich diese Ueberschreitungen der Amtsgewalt sich ganz erheblich vermindern, und hiermit würde eine der ergiebigsten Quellen der allgemeinen Unzufriedenheit verstopft werden.

König Karol in Ischl.

(Von unserem Korrespondenten.)

□ **Bukarest**, 8. August.

König Karol hat Rumänien verlassen, um Erholung in Ischl zu suchen. Daß er nach Ischl geht und mit Kaiser Franz Joseph zusammenkommen wird, hat ja weiter nichts Auffälliges an sich. Denn abgesehen von den politischen Interessen, ist es diesen beiden friedlich gesinnten Monarchen im Laufe der vielen Jahre zum Bedürfnis geworden, sich alljährlich einmal die Hände zu drücken und die Gedanken auszutauschen. Was auffällt, ist, daß König Karol es mit seiner Reise nach Ischl so eilig hatte, daß er die wenigen Tage, die ihn zum Zeugen einer frischen Prinzengeburt auf Schloß Pelesch machen sollten, nicht ausharrte. Wer den Ernst König Karols richtig beurteilt, muß eingestehen, daß es höhere Interessen sein müssen, die ihn bestimmten, schleunigst das ihm vom Kaiser Franz Joseph gegebene Rendezvous einzuhalten, und wenn man einer Version Glauben schenken soll, die sich in diplomatischen Kreisen fest zu erhalten trachtet, so soll der Besuch König Karols nicht nur zu seiner Erholung bestimmt sein, sondern auch den Zweck haben, wichtige politische, die Balkanlage betreffende Fragen zu erörtern und angesichts der beunruhigenden Nachrichten aus Macedonien Anstalten zu treffen, einem eventuellen Ausbruch des gefährlichen Vulkans einen festen Schutzdamm entgegenzustellen.

Unter den Balkanstaaten ist Rumänien entschieden das ruhigste Element. Von dort aus sind keine unangenehmen Ueberraschungen zu erwarten. Trotzdem ja in Macedonien eine große Anzahl von Rumänen in derselben Gefahr wie die übrigen dortigen Nationen schweben, hat König Karol nicht einen Augenblick den Taktstock aus der Hand gegeben und im vollsten Ernste Stimmen, die hier hin und wieder laut wurden, zur rechten Zeit zum Schweigen zu bringen gewußt. Die weise Politik des rumänischen Königs, der gemäßigte Ton, den die Regierung in Fragen, die das Ausland angehen, stets zu führen bestrebt war, hat dem jungen Königreiche eine hervorragende Stellung eingeräumt, und wenn auch nach und nach Töne erklingen, die stark an orientalische Musik erinnern, so muß dennoch zugestanden werden, daß europäische Kultur hier Wurzel gefaßt hat, und daß man bloß dem Rate des Königs zu folgen braucht, um als ein Volk zu gelten, dessen Sitten sich immer mehr und mehr von dem Orient entfernen.

Die österreichisch-ungarisch-russische Entente, die Balkanfrage betreffend, hat der friedlichen Avantgarde eine bedeutende Rolle beigemessen. Rumänien wäre dazu berufen, die unruhigen Elemente zu besänftigen, eventuell ihnen Halt zu gebieten. Ob es nun bestimmt ist, daß der Weg, den Rumänien einzuschlagen hätte, bereits fest vorgeschrieben ist oder nicht, genug, daß die Mächte sich bewußt sind, in König Karol einen Genossen zu haben, der wohl in der Lage wäre, allen Anforderungen zu entsprechen.

Hat auch Rumänien eine wirtschaftliche Krise durchzumachen gehabt, von der es sich noch immer nicht ganz erholt hat, eines wurde von dieser Krise nicht berührt, das Heer. König Karol hat stets für das Militär mit besonderer Fürsorge gearbeitet, und wenn die Notwendigkeit an Rumänien herantreten sollte, Frieden im Balkan stiften zu müssen, so versügt der oberste Befehlshaber über ein tadellos ausgerüstetes, ausgezeichnet disziplinierteß Heer, das seinem Führer keine Schande machen wird.

Sollte also König Karol bei der Entrevue in Ischl dahinzielende Winke erhalten, so möge man getrost seiner festen Hand vertrauen.

Zur Ermordung Rostkowskys.

Aehnlich wie seinerzeit der Konsul Schtscherbina, so ist auch der jetzt in Bitoli ums Leben gekommene russische Konsul Rostkowsky nicht ohne eigene Schuld an seiner Ermordung. Wie Schtscherbina hat er durch schroffes Auftreten die türkische Bevölkerung gegen sich aufgebracht. Ein Privat-Telegramm unseres Konstantinopeler ✠-Korrespondenten meldet uns:

Die Ermordung des russischen Konsuls Rostkowsky in Monastir hat zwar überall den peinlichsten Eindruck gemacht, aber in eingeweihten Kreisen kaum überrascht. Man wirft Rostkowsky einerseits schroffes Auftreten gegen die Behörden vor, andererseits soll er die Aufständischen durch Geld und sonstige Mittel unterstützt haben. (!) Jedenfalls herrschte eine gewisse Animosität gegen ihn. Der Sultan sandte seinen ältesten Sohn zu Sinowjew, um ihm sein Beileid auszudrücken, auch der Großvezier und der Minister des Aeußeren sprachen vor und regten die Frage der Indemnität an. Der Botschafter erklärte jedoch, weder Entschuldigungen noch die Indemnitätsfrage besprechen zu können, bevor er Antwort von Petersburg habe. Der Zar sei höchst entrüstet über den Vorfall.

Von anderer Seite erfahre ich, daß man bei aller Empörung über den feigen Mord doch meint, daß solche Zwischenfälle bei der gegenwärtigen Lage in Macedonien unvermeidlich sind. Rußland scheint demnach einen ernsten Druck auf die Türkei zur Regelung der Lage in Macedonien nicht auszuüben zu wollen.

Ein Privat-Telegramm unseres Petersburger ✠-Korrespondenten meldet uns weiter:

Die gesamte russische Presse ist sehr entrüstet über die Ermordung des russischen Konsuls. Die „Nowoje Wremja" schreibt zum Beispiel, die Genugtuung für dieses Verbrechen müsse außerordentlicher Art sein, um das beleidigte Nationalgefühl Rußlands etwas zu beruhigen. Die Pforte solle nicht vergessen, daß der Vorfall schwer auf das eigene Schicksal der Türkei zurückwirken könne.

Wir vermuten, die Sache wird kaum einen anderen Ausgang nehmen als die Affäre Schtscherbina.

Zur Charakteristik des Auftretens Rostkowskys mögen die folgenden Episoden aus seiner letzten Lebenszeit dienen, die uns ein gelegentlicher Mitarbeiter aus Macedonien mitteilt:

„Mitte Juni ungefähr kam die Nachricht nach Mitrovitza, daß bei Mugla eine Bande von 18 Bulgaren von den türkischen Truppen vernichtet worden sei. Sowie der russische Konsul das hörte, zog er seine Uniform an, sprang in einen Wagen und begab sich, begleitet von seinem Dragoman und zwei Kawassen, nach dem Ort des Zusammenstoßes. Die türkischen Behörden hatten jedoch die Straße dahin durch Gendarmerie sperren lassen, und der Konsul wurde von zwei Gendarmen aufgehalten, die ihn höflich aufforderten, umzukehren. Rostkowsky aber kehrte sich nicht

Der letzte Akt.

Randbemerkungen zum Humbert-Prozeß.

(Nachdruck verboten.) △ **Paris**, 9. August.

Der Himmel gefällt sich in unerhörten Rücksichtslosigkeiten. Seit Wochen und Monaten hat er, allen Ferienreisenden zum Aerger, mit Sonnenstrahlen und Wärme sich haushälterisch gezeigt, und nun schüttet er seinen ganzen Wärmevorrat gerade an dem Tage aus, an dem der Humbert-Prozeß beginnt. In dem großen Schwurgerichtssaale siedet eine schwüle, infame, erdrückende Hitze wie unter den Bleidächern Venedigs. Vor mir sitzt eine Dame, die mehr Hinterland hat als all' unsere Kolonien, und die in der Hitze aufgeht wie gewisse Tulpenarten im Tageslicht. Von ihrem Nacken, auf dem im Laufe des Tages ein rötlicher Hitzausschlag sich weiter und weiter ausbreitet, fällt in kurzen Zwischenräumen ein Fetttröpfchen auf das Papier, das ich für meine telegraphischen Berichte benutze, und jedesmal verzehrt mich die Lust, der Dame zuzuflüstern: „Gnädige Frau, ich schreibe meine Telegramme allein."

Der Saal ist überfüllt, aber überfüllt mit einem Publikum, das nicht allzu interessant ist. Die Pariser sind an der See oder in den Bergen, und Therese, die den Saal mustert, erkennt nur Madame Labori, Madame du Gast, Madame Marguerite Durand und den englischen Botschafter. Wie anders sah es hier aus, als hinter demselben Labori, der heute Therese Humbert verteidigt, Emile Zola sein „J'accuse!" wiederholte! In demselben braun getäfelten Saale, den damals die höchste dramatische Spannung, die leidenschaftlichste Erregung und etwas wie eine allgemeine Nervenüberreizung durchzitterte, wird heute nur geflüstert, gekichert und gelacht. Man ist in einem Theater, in einem Possentheater, und die Angeklagten, der Präsident und alle Beteiligten reden und gestikulieren wie Schauspieler und scheinen fortwährend an den Theatereffekt zu denken. Einzig und allein die leichten Anfälle von Herzschwäche — die Therese bisweilen heucheln mag, die aber bisweilen auch echt sind — erinnern daran, daß diese Angeklagten nicht nur zur Belustigung des Publikums da sind, sondern im Innern die ganze Angst des gehetzten Wildes verspüren. Und diese Augenblicke, in denen Therese schlaff und schwer auf die Bank zurücksinkt, die Augen schließt und das Riechfläschchen an die Nase führt, sind auch die einzigen, in denen einige menschliche Teilnahme sich in die vergnügte Schaulust des Saales mischt.

Therese Humbert steht hinter dem Gitter, das die erhöhten Plätze der Angeklagten von den Sitzen der Verteidigung trennt. Seit dem Prozeß, in dem sie über ihren Gegner, den Bankier Cattaui, den levantinischen Ehrenmann mit achtzig Prozent, so rächerisch triumphierte, hat sie sich entschieden etwas nachteilig verändert. Das Gesicht, dessen gelbe Farbe sich von dem tiefen Schwarz der Haare exotisch abhebt, ist schwammiger geworden, und zwei lange Falten gehen an den Nasenflügeln und Mundwinkeln vorüber zum Kinn. Aber die schwarzen Augen haben noch ihr altes Feuer, und wenn Therese in Schwung gerät, herausfordernd droht, ihre Unschuld zu beweisen schwört und das ganze Weltall in die Schranken fordert, rafft sich ihre Gestalt gewissermaßen zusammen, wie von einer raffiniert Willenskraft aufgestachelt. Diese Willenskraft, die nicht im Dienste einer höheren Intelligenz steht, sondern mehr wie bäuerische Zähigkeit und fast wie ein animalischer Instinkt erscheint, ist die bedeutendste — und wahrscheinlich die einzige bedeutende Eigenschaft dieser Frau.

Es ist unmöglich, das sogenannte Verhör Thereses in seiner ganzen grotesken und wirren Seltsamkeit zu schildern. Therese rennt die Fragen, die der Präsident aufstellt, fortwährend über den Haufen und schwatzt und deklamiert und schreit alles Mögliche, nur nicht die Antwort auf die ihr vorgelegte Frage. Die Franzosen nennen eine redselige Person ein „moulin à paroles", und Therese ist sicherlich die größte „Wortmühle", die denkbar ist, eine Wortmühle, die immer in Bewegung bleibt und immer produziert. Die Säge kommen unzusammenhängend, konfus aus dieser Mühle heraus, aber immer mit einer unglaublichen Bestimmtheit hinausgeschleudert. „Die ganze Anklage ist eine einzige Lüge — die Millionen existieren, die Cravfords existieren, ich werde es beweisen. . . . Ich bin unglücklich, die unglücklichste Frau der Erde, aber ich bin auch die ehrlichste, und mein Gewissen ist ruhig. Ich bin nicht geflohen, aber am 7. Mai ist mir ein großes Unglück widerfahren, nicht dasjenige, an das Sie denken, meine Herren Geschworenen, sondern ein viel größeres, viel traurigeres. . . . Ich war sehr krank und ich bin es noch. Ich schlafe seit fünfzehn Monaten nur noch stehend und habe im Gefängnis nur zwei Eier gegessen — zuletzt auch ein Kotelette, aber in den ersten Monaten nur zwei Eier. Aber ich bin doch noch stark und werde alles enthüllen, denn es gibt einen Justizminister, der Valle heißt, und der mich ins Unglück gestürzt hat. Ich werde diesen Saal verlassen — traurig, unglücklich, sehr traurig, sehr unglücklich, aber mutig und rehabilitiert und einstimmig freigesprochen. Ich werde sagen, was Valle getan hat. . . ."

Der Präsident Bonnet, ein Fünfziger mit einer Glatze, einem spitzgeschnittenen braunen Vollbart und einem Kneifer, hat den Ruf, ein sehr geschickter, zugleich höflicher und unbeugsamer Verhandlungsleiter zu sein. Er sitzt in seiner scharlachroten Robe mit einer gewissen ironischen Behaglichkeit auf seinem Sessel wie ein guter Schachspieler, dem es Vergnügen macht, einen gefährlichen Gegner zu haben. Er ist sehr weltmännisch, sehr liebenswürdig, er verbeugt sich, nickt, lächelt und spricht in jenem leichten, salappen und bestrickenden Salonton, in welchem der Schauspieler Guitry zu reden pflegt. Er läßt Therese schwatzen und sucht sie, wenn sie endlich Atem schöpfen muß, durch eine hinterlistige Wendung zu der gestellten Frage zurückzuführen. Stände nicht Therese, sondern ein verlegener armer Teufel vor ihm, so wäre dieser Präsident mit seiner ironischen Liebenswürdigkeit unerträglich. Er ist in diesem Prozesse ganz sicher nicht das Muster eines unparteiischen, über den Dingen thronenden Richters, aber man ist geneigt, ihm diesmal zu verzeihen, denn er ist in dieser Komödie ein ausgezeichneter Partner.

In dem Dialoge, der sich zwischen dem Präsidenten und Therese abspinnt, gibt es Stellen, die unwiderstehlich amüsant sind. Der Präsident spricht von den häuslichen Ausgaben der Angeklagten, erwähnt, daß der Schneider Doucet in einem Jahre 97,000 Francs, der Schneider Worth 32,100 und ein Schuhmacher 58,000 Francs bekam. Therese spricht, statt zu antworten, von ihren Eltern, deren Andenken man beschmutzen wolle. „Ich bin stolz, einen Vater und eine Mutter zu haben wie Papa und Mama!" — Der Präsident: Ich be-